

mehr – oder nur verzerrt – gelingt, da aus der Reduktion der Subjektivität als Affektivität seit Galilei eine „Lebensselbsterstörung“ eingetreten ist. Leib und Leben sind immanent-kulturell als Affektion, als Sinnlichkeit wie als subjektive Arbeit auf innere Steigerung angelegt, die keinen Ersatz durch die „äußere“ Welt möglich macht, denn sie vollzieht sich primordial im Reichtum und in der Fülle der innerlichen „Tonalitäten“ als Gefühlsfärbungen des sich selbst-affizierenden Lebens als „Ego“. Kandinsky ist ein Maler und Phänomenologe der Farb- und Formwirklichkeit, der am besten diese Ästhetik als neue kulturelle Möglichkeit aufzeigen konnte (Kap. VII).

Die bisherige Phänomenologierezeption aus Frankreich hat die Ergebnisse von Lévinas, Ricoeur und Derrida z. T. eingearbeitet, die von der Differenz, Andersheit bzw. Abwesenheit her die Phänomenalität im Husserlschen wie auch Heideggerschen Sinne sprengen wollen. In dieser philosophischen Habilitationsschrift, die K. an der Univ. Wien vorlegte, versucht er, diese Ansätze ebenfalls zu hinterfragen, um *diesseits* allen welthaften Erscheinens als „Distanz, Außen“ usw. das unsichtbare Leben als absolutes „Phänomen“ im Sinne totaler Selbstgebung zu erkennen. Daraus ergeben sich auch religionsphilosophische Konsequenzen, wie „Gott“ als „absolutes Leben“ und die transzendente Zeugung bzw. „Geburt“ der individuellen Ipseität, deren Problematik vom Autor erkannt wird und wohl eine Weiterführung dieser „materialen Phänomenologie“ absoluter Affektivität auf ihren *Grund* hin verlangt (vgl. bes. Kap. III, 2). – Es wird jedoch im Ganzen erkennbar, daß gegenüber jeder „Lebensphilosophie“ in „vitalistischer“ oder „historischer“ Sichtweise die Grenzen ihrer phänomenologischen Begründbarkeit gezogen werden. So zeigt dieses Buch mit Nachdruck, daß es wirklich an der Zeit ist, eine überzeugende Phänomenologie des Lebens als Affektivität, als Subjektivität, zu begründen und auszubauen. Diese Problematik, von der hermeneutischen Perspektive aus betrachtet, ist keine bloße „Anthropologie“. Entscheidend ist, daß wir uns zu jedem Augenblick, in allen theoretischen wie praktischen Selbstobjektivierungen, als *lebendige Wesen* in und durch die selbstaffektive Impression als „Empfindung“ erfahren. Neben vielen anderen Aspekten noch, die diese groß angelegte Untersuchung bietet, ist sie letztlich auch ein Plädoyer für die Humanitas unserer je einmaligen Lebensursprünglichkeit als Prinzip der Phänomenologie. Daß damit außerdem neues Licht auf klassische wie moderne Bewußtseins- und Seinsphilosophien fällt, kann diesem Buch als notwendige Anregung entnommen werden, wie es in Frankreich schon für Descartes, Husserl und Heidegger besonders geschehen ist. W. REESE

OTTO, M. A. C., *Der Ort*. Phänomenologische Variationen. Freiburg-München: Alber 1992. 144 S.

Wenn die entscheidende Frage nicht nur einfach ist: Warum *bin* ich?, sondern mit Pascal: Warum bin ich *hier*?, an diesem mir einmalig zugewiesenen Ort, dann ist *Dasein* schlechthin *Hiersein* (135 f.). Folglich trennt die Autorin nicht Sein und Da, begünstigt sie nicht die Heideggersche Zeitekstase zuungunsten der existentialontologisch vernachlässigten Erdverhaftung (72 ff.), sondern sieht gerade hierin den „Grund“ allen „Bei-seins“ als Begrenzung, die Liebe zu je Einzigartigem ist (121 ff.). – Wenn so „mein Ort ist, wo ich bin“ (133), dann ist der Ort als Ver-ortung in der Welt nicht zu verwechseln mit der *Stelle*, wo die Dinge sich untereinander substituieren können. Ort-sein als Ich-sein im Hier-sein ist vielmehr die letzte „Wirklichkeit“ (121), was heißt, daß Otto die transzendente Frage nach Ermöglichung von Welt durch eine anonym-strukturelle Seinsereignishaftigkeit („Lichtung“) aufgibt, um sich phänomenologisch konkretisierend einer unmittelbaren Weltzugänglichkeit durch den Ort zuzuwenden, der immer nur der je meine sein kann. Insoweit ist dieses Ich in seinem Erfahren und Können von der Seinspekulation losgelöst, da es aus der Zuwendung zum Phänomen in seiner Alltäglichkeit eine Antwort erwartet. – Daraus ergibt sich, daß das Buch frei ist von der fachphilosophischen Sprache, um näher an Dichtung und östlicher Besinnung die nur im Hier er-öffnete Welt vibrieren zu lassen. Dies bedeutet nicht weniger Philosophie als in anderen phänomenologischen Ansätzen, sondern beinhaltet darüber hinaus Kerneinsichten der Existenzanalyse, die auf diesen Seiten frisch und neu entstehen: Die geöffnete Welt ist eine Welt der *Möglichkeiten* mit einer unabschließbaren *Vielfalt*

des Seienden, wodurch meine *Wahl* nicht nur herausgefordert ist, sondern ich grundsätzlich diese Wahl oder Entscheidung bin (106 ff.).

Das Buch zelebriert also keine billige Zuhause-Nostalgie gegen die überall in der (Post-)Moderne aufklingende Ortlosigkeit des Menschen. Es ergreift dabei durchaus das „Nichts“ des Orts als das Nicht-Faktische, um sich von hierher den Anfang aller Erfahrung und allen Tuns im spezifisch menschlich bzw. personal-liebenden Sinne „zuspielen“ oder „geben“ zu lassen (139 f.). Damit ist eben nicht nur ein Grundthema der Phänomenologie methodologisch überhaupt angesprochen, wie nämlich „etwas“ im Erscheinen zum Sein kommt, sondern existentiell wird auf diese Weise der Mensch als „Vagabundierender“ und „Wohingehörender“ *zugleich* gesehen (131 ff.). Diese Zugehörigkeit ist keinem Glaubenscredo irgendwelcher Art verpflichtet, sowenig wie das Vagabundieren Flucht ist. Es ist die lebensgeschichtliche Kunst des Lassens-könnens, so wie die Schöpfung eines Kunstwerks weitgehend im Weglassen von überflüssigem Beiwerk besteht. – Diese Ebene des Buchs läßt sich mithin auch als die relevant, „therapeutische“ ansprechen, auch wenn sie von der Autorin nicht direkt intendiert ist, da sie mehr einem behutsam be-sinnlichen Denkstil verpflichtet ist. Denn wenn der Ort „der Schutz für das Hiersein“ i. S. der unendlichen Weltvielfalten oder Möglichkeiten ist (96), die im *Ortswechsel* ergriffen werden können, ohne *je den* Ort selbst zu verlassen, so ist der Ort, da er eben ein *anderer* wird, ohne in sich zu vergehen, Einladung, an „Bleibendem“ nicht festzuhalten (36). Die „Seele“ weiß dies immer schon, weil sie in ihrer Sehnsucht stets fühlt, was für sie „Irre und Fremde“ ist und daher zu verlassen ist (131). Hierbei gelingt der Autorin eine heilsame Relativierung der Mittel-Zweck (Sinn)–Beziehung gegenüber der traditionellen Hypostasierung von Zwecken (z. B. bei Kant), um aufzuweisen, daß Zwecke sich gerade in ihrer Mittel-Funktion verwirklichen (39 ff.).

Daß durch diese notwendige Korrektur angesichts ontologisch-moralischer Totalisierung sich allerdings auch grundsätzliche Fragen hinsichtlich der phänomenologischen Vorentscheidungen bei der Autorin auftun, kann für die Diskussion nur fruchtbar sein: Bleibt auch der Leib nur in einer instrumentalen Relation zu sehen (33 ff.), oder besitzt er eine mit keinem „Mittel“ zu verwechselnde ursprüngliche Lebendigkeit? Ist durch den Primat des Orts unser Sein durch die Gabe der „Andersheit“ zunächst bestimmt (36 ff., 68 ff.) oder durch die innere Selbstgabe des Lebens? Letzteres würde heißen, daß vor jedem Ort, den ich auf-suchen kann, da er mir entgegenkommt, *ich selbst als Leben mein absoluter Ort bin*, und zwar vor aller äußeren „Lebens“-Geschichte, die – wie Otto im oben angedeuteten Sinne ergänzt – immer auch „Liebesgeschichte“ der Bevorzungen ist (vgl. hierzu ausführlich: R. Kühn, *Leiblichkeit als Lebendigkeit*. Alber, Freiburg/München 1992). – Denn nur durch eine solche, absolut subjektiv-lebendige Situiertheit in meinem mich unverwechselbar affizierenden Leben können alle Orte jene lebensstiftende Farbigkeit und Resonanz erhalten, die ihre Anziehungs-Kraft ausmacht. Kein Ort besitzt, was wir ihm nicht in unserem fleischlichen Fühlen verleihen würden: seine Enge oder Weite, seine tödliche oder erquickende Atmosphäre, unser Hin-gehen und Darin-ruhen wie auch Wieder-verlassen-müssen, weil das Leben in seinem Wesen selbst Bewegung ist. Dennoch möchten wir dieses Buch u. a. jedem empfehlen, der „Heimat“ ersehnt und sich durch die 38 kleinen Kapitel, in einer sprachlich schönen Form, den Weg zu einer möglichen Weise von Ver-ortung aufzeigen läßt.

R. KÜHN

LÜBBE, HERMANN, *Die Aufdringlichkeit der Geschichte*. Herausforderungen der Moderne vom Historismus bis zum Nationalsozialismus. Graz-Wien-Köln: Styria 1989. 360 S.

Zwanzig Artikel, etwa aus fünfzehn Jahren vorhergehender (und nach wie vor) reger Publikationstätigkeit, legt der Züricher Philosoph mit seinem Aufsatzband vor. Wie er im Vorwort schreibt, handelt es sich um eine Sammlung von Materialanalysen, die seine Monographien flankieren, aber deren Rahmen sprengten (8). Analoges wäre auch hier der Fall, beschränkten wir uns nicht darauf, eine Auswahl zu besprechen.

Im ersten Aufsatz erklärt der Emeritus den Museumsboom aus der Dynamik unserer